

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

58 (8.3.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 18

Ein Gedenkbuch.

Die Arbeiten des Tages nehmen uns hundertfältig in Anspruch und lassen wenig Zeit zu geruhiger Umschau. Wenn uns aber einmal im Tagesfreizeit die Gelegenheit geboten wird, ein Blick zu werfen und rückwärtend den Weg zu betrachten, den wir gegangen sind, dann greifen wir gerne zu. Eine solche Gelegenheit bietet sich beim 20jährigen Jubiläum der österreichischen „Arbeiterinnen-Zeitung“.

Das Gedenkbuch der Arbeiterinnenbewegung gehört in die Hand einer jeden Arbeiterin. Es soll aber auch in keiner Partei- und Gewerkschaftsbibliothek fehlen, weil es jeder Arbeiter mit großem Genuß lesen wird.

Das Gedenkbuch ist durch die Wiener Volksbuchhandlung, Wien VI, Gumpendorferstraße 18, zu beziehen. Es kostet im Buchhandel 1,50 Kronen für organisierte Arbeiter und Arbeiterinnen nur 1,10 Kronen, und zwar durch die Expedition der „Arbeiterinnen-Zeitung“.

Kleine Nachrichten.

Die Mutterschaftsversicherung. In ihrer Schrift „Mutterschaftsversicherung“ kommt Henriette Fürth betreffs der Unterstützungsbeziehenden zu ähnlichen Resultaten, wie seinerzeit Geheimrat Mayer in seiner diesbezüglichen Broschüre.

Zu diesen Vollunterstützungsberechtigten (d. h. denen, die Pflegekost und Lohnersatz erhalten) kommen noch die der Nichterwerbenden. Deren Anzahl beziffert sich auf nahezu zwei Millionen.

Henriette Fürth meint, mit jährlich 200 Millionen Mark wären die Kosten der Mutterschaftsversicherung gedeckt und es könnten diese Ausgaben leichtlich durch die Krankenkassen mit Hilfe eines Staatszuschusses aufgebracht werden.

Eine deutsche Landtagsmehrheit für das Frauenstimmrecht. Eine sehr lebhaft Auseinandersetzung über das Frauenstimmrecht entstand in einer der letzten Sitzungen des oldenburgischen Landtags gelegentlich eines freisinnigen Antrags zur Revision der oldenburgischen Gemeindeordnung.

Die Landtagsmehrheit, die noch 1907 einen Frauenstimmrechtsantrag glatt ablehnte, denkt aber heute nicht mehr so wie die oldenburgische Regierung. Die Anhänger des Frauenstimmrechts unter den Abgeordneten, die auf die günstigen Ergebnisse des Frauenstimmrechts in Finnland, Norwegen und anderen Ländern hinwiesen, ferner darlegten, daß die Frau auf sozialem Gebiete, wo sie jetzt schon bahnbrechend tätig sei, mit dem Frauenstimmrecht ausgerüstet der Allgemeinheit noch viel mehr leisten würde.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 18. Karlsruhe, Freitag den 8. März 1912. 32. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 18:

Sabine Mohr. — Ein sachmännisches Urteil über Schuld- literatur in der Schule. — Aus allen Gebieten. — Allerlei. — Literatur. — Für unsere Frauen.

Sabine Mohr.

Eine Jugenderinnerung von Julius Zerkow.

Wie mit vertraut klingenden Namen die Tage der Jugend in ihrer seltsamen Morgenröte in der Erinnerung emporsteigen. Man sieht dann die Straßen wieder vor sich, wie man sie als Kind gesehen hat.

Es kommt mir jetzt vor, als nähme ich ein Schakstäb- lein, von unsichtbarer Hand ererbt, öffnete es, und bei all den bunten hervorleuchtenden Perlen, die sich mir aufbe- mahrt, klinge der Name Sabine Mohr wie eine seltene Stimme hervor.

Sabine Mohr — Morich Sabin' sagten wir als Kin- der, sagten die Alten, so lange sie in der Gruppe der Stadt- originale vertreten war. Was hat es nun eigentlich für eine Bewandnis mit der Sabine —.

Morgens um die Zeit der losgelassenen Schuljugend begab sich Sabine Mohr in die Stadt, um die Kunstpro- dukte des Gemahls einzuholen und abzuliefern, wozu ihr stets nebst den Einkäufen ein kleiner brauner Hentelkorb genügte.

Ärgern. Ein anderer gewöhnt sich an gewisse Dinge des täglichen Lebens, und es gab einen lahmen Feldhüter am Orte, der hatte sich an das Wort „Krummer“ so gewöhnt — wie Sabine Mohr den Peger und das Schimpfen nicht unterlassen konnte.

Miau — wau — wau. Je mehr Sabine Mohr schimpfte, desto schlimmer wurde das Gegeter der Jugend, gerade als wenn man einen bellbiffigen Köter neckt, der sich in die Ktemot bellt, je mehr er gerizt wird.

Es hatte nun auch so seine seltsame Bedeutung mit den Miau- und Wauwau-Rufen. Man erzählte sich nämlich allgemein, daß man im Hause Mohr auf Lederbissen einen besonderen Appetit habe.

Es war also möglich, daß dem so war — denn beide Mohrs hatten schon ein tüchtiges Stück Zeit auf der Erde zugebracht, ein Beweis, daß ihre Lungen trotz bitterer Armut und schlechter Luft recht triebfösig waren.

Vielen Menschen ist dazu Gelegenheit gegeben — wenns aber im Ernst in die Arena des Kampfes geht, ziehen sie es vor, unters Publikum zu gehen und mit den Wölfen zu heulen.

Eines Tages, als der Gevatter Tod sie bejudt und bei seinem Weggange vergessen hatte, das Leben des Schu- fters Mohr da zu lassen, zeigte sie, daß auch ein Weib ihren Mann stellen kann.

gänglichkeit anheimgegeben werden sollten. Wie sie geschlafen in diesen zwei Nächten, was sie geträumt oder gelitten, hat sie niemand geklagt. — Nach dem Tode ihres Mannes war es vorbei mit ihrem Leben. Man fand sie einige Monate später des morgens in der Halle eines Steinbruchs mit zerstücktem Schädel — ohne Testament, ohne Abschieds- oder Klagebrief.

Aber eins hatte jene merkwürdige Totenwache erreicht: wir Kinder vermochten nicht mehr Miau oder Mauhau zu schreien, wenn sie die kurze Spanne Zeit, die sie noch lebte, durch die Straßen ging. So gewaltig hatte die Größe und Unfassbarkeit der Frau auf uns eingewirkt, daß sie sich in den letzten Tagen ihres Lebens noch einen Platz für ihr Menschentum unter den Leuten erobert hatte.

Ein sachmännisches Urteil über Schundliteratur in der Schule.

In der „Jugendchriftenwarte“, einer Beilage der „Schlesischen Schulzeitung“, bringt ein Elberfelder Lehrer, Heinrich Weiffamp, einen längeren Aufsatz unter der Ueberschrift: „Schundliteratur in Lesebüchern“. Es ist wirklich herzerfrischend, seinen Ausführungen zu folgen; er sagt u. a.:

„Der Kampf gegen die Schundliteratur ist auf der ganzen Linie entbrannt, aber von einem Kampf gegen den Schund in Lesebüchern habe ich noch nichts vernommen. Und doch hätte der Kampf gerade beim Lesebuch und beim Aufsatz einsetzen und von hier ausgehen müssen. Denn was helfen alle Maßnahmen gegen den Schund, wenn wir ihn in unserm Schulaufsatz Woche für Woche aufs neue provozieren und aus unserm Lesebuch Tag für Tag immer wieder konsumieren lassen? Es mag sein, daß mancher diese Behauptungen befremdlich, ja empörend findet. Wer aber das Buch von Jensen und Ramszus kennt, „Unser Schulaufsatz, ein verknappter Schundliterat“, und wer die folgenden Beispiele aufmerksam durchgeht und dann in seinem Lesebuch die Probe aufs Exempel macht, der wird mir zustimmen, wenn ich behaupte: ein gutes Drittel unserer Volks- und vor allem der jetzt wie Pilze aufwachsenden Mittelschul-Lesebücher ist richtige Schundliteratur, ein knappes zweites Drittel bewahrt sich als „nichtiges Desefutter“ und das letzte Drittel bewahrt sich als wahre Seelennahtung. (Hofegger.)

Aber alles Betern und Schreiben über den Schund hilft nicht, man muß ihn wie Jensen und Ramszus zeigen. Wollte ich freilich allen Schund vorführen, den ich in den durchgesehenen acht drei- bis vierbändigen Mittelschullesebüchern fand, so müßte ich ein achtbändiges Werk zusammenstellen. Hier mögen einige typische Beispiele genügen. Und auch dabon kann ich nur Stichproben geben. Im vollen Zusammenhange würden die Beispiele natürlich noch viel überzeugender wirken. Denn was den Produkten der Stümper fehlt, daß sie nämlich den Leser nicht zum behaglichen Genießen kommen lassen, weil ihre Erzeuger weder die dichterische Anschauungskraft noch die künstlerische Sprachgewalt besitzen, diese Behaglichkeit, dieses unbegrenzte Vertrauen zur Daseinsnotwendigkeit des Dargestellten zu erzeugen, das kann natürlich nur am ganzen Stück ganz empfunden und nachgewiesen werden.

Friedrich II. bei Rolin: „In der Schlacht bei Rolin führte er selbst mit dem Degen in der Hand eine Kompanie gegen eine österröichische Batterie. Die Leute flohen, als sie in den Bereich der feindlichen Kugeln kamen; Friedrich aber achtete nicht darauf und ritt immer weiter, bis einer seiner Adjutanten ihm zurief: Wollen denn Majestät die Batterie allein erobern? Jetzt erst erkannte Friedrich seine Lage, hielt sein Pferd an, betrachtete die Batterie durch ein Fernglas und kehrte dann langsam zu den Seinigen zurück.“

Hier haben wir den Schund, und zwar in Form des Surrupatriotismus in Reinkultur. Der Feldherr führt in höchstgelegener Person eine Kompanie ins Treffen; das ist dem Schundschreiber eine so selbstverständliche Sache und eine so alltägliche Erscheinung,

daß das keiner Begründung weiter bedarf. Was könnte für den obersten Kriegsherrn, wenn er den Befehl zum Angriff erteilt hat, auch schicklicher sein, als daß er wie ein Leutnant oder Hauptmann eine Kompanie führt! Wie sollte ein Friedrich II. den Kampf gegen halb Europa gewonnen haben, wenn er nicht ab und zu auch selbst ein paar Kanonen erobert hätte! Und was für ein umsichtiger Kompaniechef dieser große König ist! Ein Glück, daß er seine Adjutanten bei sich hat, die ihn gegebenenfalls zur Reize bringen.

Was man uns heute noch an patriotischem Schund zu bieten wagt, mag eine Probe aus einem neuen Mittelschul-Lesebuch zeigen: „Der Arbeitstag des Kaisers“. (Otto Zwiebaufen.) Nach einer salbungsvollen Einleitung hören wir von einem armen Tagelöhner: der murrte eines Tages wider Gott und alle Welt. Und ehe er sich noch dessen versah, kam das Wort über seine Lippen: „Ja, der Kaiser hat gut sprechen.“ (Wie der Mann hier mit einem Male auf den Kaiser kommt, das mögen die Götter wissen!) „Er weiß nicht, wie harte Arbeit tut, er kann leben nach seines Herzens Gelüst.“ Dieser Tagelöhner schreibt nun „einen langen Brief“ (dem standen die Finger ja nicht nach Gacke und Schippe!) an seinen Sohn, der in Berlin bei der Garde dient. Schade, daß die Antwort des Sohnes — sie ist 102 Druckzeilen lang — nicht abgedruckt werden kann. Aber man sieht noch am zerhackenen Stumpf, wie mächtig die Eiche ist. „Was Ihr von unserm lieben Kaiser schreibt, hat mich recht in der Seele betrübt. Vor ein paar Tagen war er draußen beim Exercieren. Und als alles aus war, kam er zu mir heran und schüttelte mir die Hand wie einem alten Bekannten. „Mein Sohn“, sagte er zu mir, „du bist ein tüchtiger und braver Soldat. Und hiermit befördere ich dich zum Gefreiten.“ Genügt das? Aber es kommt noch besser: „O Vater, da ward's mir siedig heiß unter dem Waffenhut, das kann ich Euch sagen. Aber wenn ich Euren Brief schon gehabt hätte, da hätte ich mich doch rein schämen müssen. Es war nur ein Glück, daß er einen Tag später kam.“ Einen Tag später! Allerdings, dieser Kunstkniff, welcher ein Glück für die Stümper! „Nach dem Frühstück geht die Arbeit an. Zuerst gehts an die Briefe, die angekommen sind. Und das sind oft an die 600 Stück. Und die lest er alle selbst. Denkt nur, Vater, was das für eine Arbeit macht! Ihr wißt's ja am besten, wieviel Zeit Ihr immer braucht, wenn mal ein Brief kommt vor! Besser aus Amerika oder von der Waise in Rommern, um den zu lesen. (Wieviel Zeit mag der Vater da erst gebraucht haben, um den „Langen Brief“ an den Sohn zu schreiben!) Und nun gar 600 Stück auf einmal! Allerdings geht dies beim Kaiser viel schneller als bei uns, und in einer Stunde ist er damit fertig.“ Also in je sechs Sekunden je einen Brief! Das nenne ich Fixigkeit! „Man möchte einen Luftprung tun oder ein Fenster einwerfen!“ (Georg Seydner.)

Was an Moral und Frömmerei uns heute noch zugemutet wird, zeigt Krummachers „Neue“. „Ach, ich bin nicht wert, daß ich dein Kind heiße! Ich kann es nicht ertragen, daß ich vor dir ein anderer erscheine, als ich bin und mich selbst erkenne. Lieber Vater, tue mir ferner nicht mehr Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf, aufhöre, mein eigener Quäler zu sein! Laß mich hart büßen für mein Vergehen; denn siehe, ich habe die jungen Bäumchen beraubt.“ Spricht ein Junge so? Und macht wahre Neue so viel Worte? „Solche närrischen Dinge zu erdenken, ist jedenfalls bei Krummacher Herzensbedürfnis gewesen, und gern deden wir über diese Schwäche den Mantel christlicher Liebe. Wie aber kommt ein Lesebuch dazu, unsern Schülern das jämmerliche Zeug zur geistigen Nahrung vorzusetzen? ... Tere ich nicht, so ist die Schule der einzige Ort, wo seine salbungsvollen Worte noch in Kurs sind, und das ist die Schuld unserer Lesebuchherausgeber.“ (Hilso Kirchberg.)

Unser Breslauer Parteiblatt, die „Volkswacht“, bemerkt dazu mit Recht:

Diese Schundproben genügen in der Tat, um zu zeigen, wie traurig es zum größten Teil um die Schullesebücher bestellt ist. Aber Herr Weiffamp hat auch recht,

wenn er an anderer Stelle sagt, daß über dem Wohlgefallen an der „Löblichen Absicht“ des Schriftstellers seine künstlerische Unfähigkeit um so leichter übersehen und beschönigt wird, je gefälliger der Stümper seine dichterische Unzulänglichkeit hinter salbungsvollen Worten zu verdecken weiß. Das stimmt! Die Hauptsache ist, das Versteht dient der Erweckung von „Patriotismus“ und „religiösen“ Empfinden; ob es sonst etwas taugt, das ist gleichgültig. Wenn nur die „göttliche Weltordnung“ gepriesen wird, darf auch in den Lesebüchern der größte Schund gedruckt werden. Was Herr Weiffamp darüber sagt, ist gewiß bitter für die Kreise, die heute über die Schule herrschen, aber es trifft den Nagel auf den Kopf. Und wenn der streitbare Lehrer in Elberfeld die gesamte deutsche Lehrerschaft zum Kampf gegen den Schund in den Lesebüchern aufruft, so wünschen wir ihm den besten Erfolg. Die Klassenbenutzte Arbeiter-Kraft kämpft schon immer für eine Volkserziehung, die dem Schund und der Unwahrscheinlichkeit keinen Raum läßt.

Aus allen Gebieten.

Naturwissenschaft.
Ein Schmetterling für 32 000 Mark. Die Schätze des „Museums für Naturgeschichte“ in Neuyork haben neuerdings durch die Aufnahme einer der schönsten Schmetterlingsammlungen der Welt eine bemerkenswerte Bereicherung erfahren. Sie setzt sich aus rund 20 000 Exemplaren zusammen und stellt einen Wert dar, der auf 4 Millionen zu schätzen ist. Die Kollektion wurde von ihrem kürzlich verstorbenen Besitzer, Dr. Hermann Strecker aus Rending in Pennsylvania, dem Neuyork-Museum vermach. Sie enthält einzig in der Welt das fehlende Seltenheiten, für deren Beschaffung der reiche Schmetterlingsjäger ungeheure Summen ausgegeben hat. Um beispielsweise eine Maritima, eine in Sierra Leone heimische Schmetterlingsart der Sammlung einzuverleiben, hatte Dr. Strecker seinerzeit eine eigene Expedition nach der Guinea-Küste ausgerüstet, die auch von Erfolg gekrönt war. Der heischereifne Falter mit den gelb-rot-schwarzen Flügeln, den sie erbeutete, hatte freilich auch die Kleinigkeit von 32 000 Mark gekostet.

Psychologisches.
Aus dem Geistesleben eines Affen. Wie wenig es dem Menschen gegeben ist, in das Geheimnis der Gehirntätigkeit von Tieren einzudringen, beweist am besten die Tatsache, daß sogar über die geistigen Fähigkeiten der höchstlebenden und daher noch am ehesten begreiflichen Tiere wie der Affe kaum etwas Sicheres bekannt ist. Wenn man freilich bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten die Ergründung der Psychologie sogar des Menschen zu kämpfen hat und wie wenig sie bisher zu wirklich gesetzmäßigen Grundlagen gelangt ist, so darf man sich darüber nicht allzu sehr wundern. Dazu kommt, daß bei den höheren Tieren die persönliche Begabung, wenn man sich so ausdrücken darf, in ähnlicher Weise verschieden ist wie bei den Menschen, und daß sich die Tiere namentlich unter dem Einfluß des Menschen selbst in einer besonderen Art entwickeln, wie sie im freien Dasein wahrscheinlich nicht vorkommt. Professor Shepherd hat sich zum Zweck solcher Studien sehr eingehend mit einem Affen aus der Gattung der Makaks abgegeben und seine Wahrnehmungen sehr unter dem Titel: „Einige geistige Vorgänge beim Affenaffen“ in der „Psychologischen Rundschau“ veröffentlicht. Darnach stellen sich die geistigen Fähigkeiten wenigstens in den Grundlagen der sinnlichen Wahrnehmung als ziemlich bedeutend dar. Der Affe konnte Farben schnell und sicher unterscheiden. Um dies zu ermitteln, wurden Meißelröner, seine Lieblingsnahrung, verschieden gefärbt, nämlich rot, rosa, gelb und grün. Ferner prüfte der Professor seinen Affen auch auf musikalisches Gehör und stellte fest, daß er musikalische Töne der Höhe nach durch zwei Oktaven zu unterscheiden vermochte. Daraus folgert der Gelehrte, daß dieser Affe allen anderen Säugetieren, die bisher in ähnlicher Weise untersucht worden sind, weitaus überlegen ist. Noch auffälliger ist die Behauptung des Forschers, daß die Affen im Gegensatz zu der bisher einstimmigen Ansicht verhältnismäßig

wenig durch Nachahmung lernen. Eine Urteilsfähigkeit und eigentliche Ueberlegung will er ihnen dagegen nicht zubilligen.

Allerlei.

Kapitalistisches. Die Radiumforschung ist bereits soweit gediehen, daß die Ergebnisse dieser Wissenschaft in großem Maße kapitalistisch ausgenutzt werden können. In Wien hat sich die erste Radiumindustrie-Unternehmung gebildet, die Prof. Dr. Ferd. Unger in 18 Staaten patentierten Verfahren zur Herstellung von Radium erworben hat. Im Zusammenhange mit dieser Gesellschaftsgründung steht die Erwerbung mehrerer Uranerz- und Bleiblenklager. Gegenstand des Unternehmens ist auch die Errichtung von Zweigniederlassungen und Verkaufsstellen für Radium und Radiumpräparate in allen größeren Städten des In- und Auslandes, deren Etablierung sofort in Angriff genommen wird. Hierdurch und durch die Vorzüge des Dr. Kommer-Unger'schen Patentverfahrens ist die Schaffung eines Monopols in der Erzeugung und dem Vertrieb von Radium und von heilkräftigen Radiumpräparaten auf dem Weltmarkt gesichert. Es geht hier ähnlich wie mit der Fern-telegraphie, die de facto auch in der Hand weniger großer geldkräftiger Gesellschaften ist.

Literatur.

(Alle hier bezeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der „Volksfreund“-Buchhandlung bezogen werden.)

„Der praktische Vogelschutz“ betitelt sich ein sehr interessanter, mit 7 Abbildungen versehener Aufsatz von Dr. Wilh. R. Eckardt, welcher jedoch in der „Natur“, dem Organ der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, e. V. (Gesellschaftsstelle: Theod. Thomas, Leipzig, Königsstr. 3. Preis vierteljährlich 1,50 Mk.) erschienen ist, dem wir folgendes entnehmen:

... Vor allem hat man in neuerer Zeit erkannt, daß mit der einseitigen Anpflanzung einer Baumart, besonders einer einzigen Nadelholzart, oder irgend eines anderen Kulturgewächses überhaupt, auch die Schädlinge des betreffenden Gewächses in erschreckender Weise überhandnehmen, wie es in der vom Menschen unberührten Natur gänzlich unbekannt und unmöglich ist. Ich erinnere nur an den Nieren-spinner, den Eichenwickler, die Weinmotte usw. Es liegt daher auf der Hand, daß der Mensch vor allem darnach streben muß, das durch seine Kultur gestörte Gleichgewicht in der Natur wieder herzustellen; er muß die Feinde der in ihrer Zahl künstlich heraufgeschraubten Schädlinge der Land- und Forstwirtschaft ebenfalls künstlich vermehren.

Diese Feinde sind in erster Linie die Vögel. Hätte die moderne Forstwirtschaft in richtiger Erkenntnis der Dinge bereits vor Jahrzehnten, namentlich wenn es galt, Laubwald in Nadelwald umzuwandeln, dem Vogelschutz die Aufmerksamkeit gewidmet, die ihm unbedingt zukommen muß und die ihm jetzt auch, wenigstens sehr allmählich, vielfach zuteil zu werden scheint, so wird man nicht fehlgehen in der Behauptung, daß Staaten, Städte und Gemeinden sich ungeheure Summen hätten ersparen können, die sie für die künstliche Vernichtung gewisser Schädlinge — meist nutzlos — ausgeben mußten. Haben wir also durch den einseitigen Anbau irgend eines Kulturgewächses — mag es sich um Wald, Obst, Wein- oder Feldbau handeln — die Schädlinge zunehmen lassen, so müssen wir an eine Vermehrung ihrer hauptsächlichsten Vertilger, der Vögel, denken. Das wäre Vogelschutz vom Nützlichkeitstandpunkte.

Allein die Maßregeln für den Vogelschutz erscheinen auch noch in einem ganz anderen Lichte, denn sie kommen auch den anderen Tieren und Pflanzen, sowie dem gesamten Landschaftsbilde zugute. Im Gebüsch, das wir pflanzen, finden, wie Günther treffend auseinandersetzt, auch andere Tiere, vor allem das Wild, Deckung, und hier können eingeführt die Pflanzen gedeihen, die farbenprächtige Schmetterlinge und andere harmlose Insekten zu ihrem Leben und zur Belebung des Landschaftsbildes brauchen. Die Kultur hat unsere Natur jämmerlich einseitig und öde gemacht; will sie keine Ueberkultur sein, so hat sie die Pflicht, der Natur das zurückzugeben, was sie ihr genommen hat. Darin offenbart sich nicht in letzter Instanz die wahre Humanität des Beherrschers der Erde ...